

## Der siebenjährige Krieg und die Lieder des preußischen Grenadiers.

Von Dr. Pröhle<sup>1</sup>

Mit dem siebenjährigen Kriege stellte sich plötzlich das Bedürfniß ein, den Krieg vor dem aufgeklärten Zeitbewußtsein zu rechtfertigen, theils wegen des eigenthümlichen Umstandes, daß gerade dieser Krieg von den Preußen mit einem nicht unbedenklichen Friedensbruche durch den Einfall in Sachsen begonnen wurde, theils überhaupt wegen der wachsenden Aufklärung, in welcher Preußen ohnehin einen starken Bundesgenossen suchte. Man verleugnete damals alle Grundsätze der Eroberer und legte den größten Nachdruck darauf, daß Friedrich jetzt ein solcher nicht mehr war, wenn er auch in der ersten Jugendhitze einmal Schlesien weggenommen hatte. Nach einem Briefe von Ramler war Gleim überzeugt, daß nicht sowohl der König, als vielmehr die preußische Nation den allgeregtesten Vertheidigungskrieg führte. Nie, heißt es in den Liedern des Grenadiers, gab es einen größern Feind der Schlacht und der Heldenthaten als Maria Theresia's Besieger. Um zu beweisen, daß Friedrich weit entfernt sei, mit Eröffnung des Krieges dem bloßen Gelüste seiner Heldenseele nachzugeben, folgte eine Fluth von Staatsschriften bald auf die Eröffnung des durch den Verrath eines Schreibers veranlaßten Krieges. Der preußische Gesandte Herr von Plotho errichtete eine eigene Druckerei in Regensburg. So wie er auch den kaiserlichen Notar die Treppe hinabwerfen ließ, so wollte man den Umständen nach überhaupt bald gewandt, bald so ungeschliffen erscheinen, als die Zeit es irgend noch erlaubte. Obgleich man auf die Stimme der Presse großes Gewicht legte, erhielt ein feindlicher Zeitungsschreiber zu Erlangen 1759 seine Stockprügel und mußte sogar eine Quittung über sie ausstellen. Man lebte in der Zeit der stärksten Gegensätze. Zu den bei Roßbach verwundeten Offizieren sagte der König schmeichelnd: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als Feinde zu betrachten.“ Als ihm dagegen vor der Schlacht bei Zorndorf die ersten zwölf gefangenen Kosacken vorgeführt wurden, betrachtete er sie sehr ernsthaft und sprach zum Gardemajor Wedel: „Sehe er hier, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen.“

Niemand bedauerte den großen König deshalb mehr, als Johann Ludwig Gleim, welchem alle Siege Friedrichs nur deshalb werth waren, weil sie einen ehrenvollen Frieden herbei zu führen schienen, nach dessen Abschlusse nicht allein von Gleim, sondern ebenso von Ramler, ja, von Samuel Gotthold Lange ein Augusteisch Zeitalter vorausgesehen wurde, in welchem dann etwa Gleim die Stellung des Mäcenas im Großen, oder gleichsam die eines idealen Cultusministers übernehmen wollte.

Gleim wollte anfangs den neuen Krieg, den er nur als den Abschluß einer kriegerischen Uebergangsperiode in Friedrichs Leben betrachtete, durch ein Gschichtswerk verherrlichen, in welchem gewiß auch zunächst die Erwerbung und Behauptung Schlesiens vor der Vernunft gerechtfertigt werden sollte, wie denn Gleim noch später zu seinen Grenadierliedern eine solche Entwicklung in Prosa verfaßt hat. Er gab jedoch den Gedanken an eine derartige Geschichte des Krieges auf. In der Art, in welcher er sie vor Augen haben mochte, nur ohne Zweifel viel schärfer, klarer und in einer, trotz ihrer gelegentlich etwas krausen Form, mehr klassischen Prosa, als sie Gleim gelungen sein würde, hat sie später Archenholz verfaßt. Hervorgegangen aus einem näheren Antheil am Kampfe selbst, aus den frischen Unterhaltungen alter Kameraden

---

<sup>1</sup> Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg 1863, S. 104

und aus dilettantischer Lectüre, aber erst 1789 in ziemlicher [105] Kürze erschienen; verfaßt von einem bei Torgau verwundeten Adligen, der in vielen Ländern Europas abenteuerete und der unter zahlreichen prosaischen Arbeiten nur diese eine Perle zurückließ: ist sie, trotz einer hier und da mehr zweideutige als solide Gesinnung zeigenden Auffassungsweise, noch heute ein Lieblingsbuch der Deutschen. Johann Ludwig Gleim aber begann die Kriegslieder eines preußischen Grenadiers unter Umständen, zu deren Verständniß ein näheres Eingehen auf sein Leben nöthig ist.

Die erste und tiefste Anregung zu den Grenadierliedern gab Gleimen ohne Zweifel schon Klopstock durch sein „Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-chase-Jagd.“ Er schrieb es 1749 offenbar zur Verherrlichung Friedrichs des Großen und hielt sich dann im Jahre 1750 nicht allein in Zürich, sondern vorher in Quedlinburg und mit Schmidt, dem Bruder seiner hoffnungslos Geliebten, in Halberstadt auf. Gleims Biograph, Körte, hat Wunderdinge von dem Beisammensein der Freunde erzählt. Bei trübem Wetter gingen sie zum Weinschenk Schmidt, in dessen großer Rosenlaube sie die Becher und die Scheitel mit Rosen kränzten. Dem Wirthe erschien es wunderbar, noch ehe ein Becher geleert war, solche Begeisterung zu finden. Einst aber, es war eine mondhelle Juninacht, und die Rosen standen in voller Blüthe, kamen, vom Baden erfrischt, die Freunde zum Wirth. Alter Rheinwein blinkte bald auf dem blanken Marmortische, und die duftenden Rosen erweckten in den Dichtern anakreontische Lust. Gleim, der „Undurstigste“ unter den Dreien, gab dem Wirthe verheißende Winke, und alle Rosen wurden gepflückt, der Tisch und der Saal damit bedeckt; die Flasche stand halb, die Becher ganz unter Rosen. Da berauschte der Duft die Dichter, und es erscholl hell Gesang und Rede, und lauter und lauter, je höher der Mond stieg. Nüchterne Bürger standen unter den Fenstern und richteten über die Dichter. Die Freunde aber riefen nach Wein; Der Wirth versagte den Wein; als ihm Klopstock aber ernst bekräftigend die Trinker vorzählte, und auf die eine kaum geleerte Flasche zeigte, da ward die zweite bewilligt. Noch war dieselbe nicht geleert, da strahlte die Morgensonne schon über die Dächer in den Saal, und die Freunde machten sich auf den Heimweg; Klopstock ging voran mit der tief hinab gebrannten Kerze, deren fröhliches Flämmchen er erst im Angesichte der Sonne ausblies, „dem Tage ein reines Opfer züchtig durchschwärmter Nacht.“ Klopstock sang deshalb in einer seiner schönsten Oden:

Bekränzt das Haupt mir, Blüthen des Rebenhains;

Ich trug die Kerze! Aber ach, schnell erlosch

Die kleine Sonne! Welk, o Reben-

Blüthe, nur weg; denn ich blies das Licht aus.

In solcher Gesellschaft mußte mancher Samen gestreut werden, der bei einem Dichter zweiten oder dritten Ranges wie Gleim auf fruchtbaren Boden fiel. In Klopstock's Art fortzufahren, mußte Gleim um so mehr versucht sein, als Klopstock seiner eigenen Friedrichsbegeisterung Einhalt that und ein Feind Friedrichs des Zweiten wurde. Klopstock verwandelte den mit Blut bespritzten Stern auf Friedrichs Brust, von welchem er 1749 sprach, 1771 in den mit Blut bespritzten Helm Heinrich's des Voglers. Auch sprach er sich in einer Ode an Gleim über Friedrich mit folgenden Worten aus, welche ganz zu der auffallenden und literarisch nicht zu billigenden Umwandlung jenes merkwürdigen Gedichtes paßte:

Würdig war er, uns mehr, als Dein beglücktester

Freiheitshasser, o Rom, Octavian zu sein!

Mehr als Ludewig, den uns

Sein Jahrhundert mit aufbewahrt.

So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,

Sein aufsteigender Geist! Noch, da der Lorbeer ihm

Schon vom Blute der Schlacht troff,

Und der Denker gepanzert ging,

Floß der dichtrische Quell Friedrich entgegen, ihm

Abzuwaschen die Schlacht! Aber er wandte sich,

Strömt in Haine, wohin ihm

Heinrich's Sänger nicht folgen wird.

Mit diesen Worten Klopstock's scheinen Ramler's Verse in dem ersten Gedichte seiner gesammelten Werke in einem Zusammenhange zu stehen, mit welchen Ramler schließt, nachdem der Barde gepriesen ist, der Friedrich in Krieg und Frieden rühmen solle:

Götter! wäre doch ich dieser beneidete

Barde! Selber zu schwach, aber durch meinen Held

Und die Sprache gestärkt, die wie Kalliopens

Tuba tönet! wie weit ließ ich euch hinter mir,

Sänger Heinrich's! und Dich, ganze Zunft Ludewigs!

Trotz dieser bescheidenen Worte Ramler's möchte ich behaupten, daß er durch seinen klaren Verstand, der sich in seinen Oden bis zur Weisheit erhebt, und durch die Correkteit der Form und des Gedankens unter den Lyrikern jener Zeit der wahre Sänger Friedrich's gewesen sei. Jeder Gebildete wird sie noch heute mit wahren Genusse lesen, während wir eine andere Vorstellung von Volksleben, Volkston und Popularität überhaupt erhalten haben, als sie Lessing vor Augen stehen konnte, da er die Vorrede zu den Liedern des Grenadiers schrieb. Ramler's Oratorien, namentlich die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem, zeigen ein richtiges Anknüpfen an Volksthümliches, als Gleim's Kriegslieder. Als Kriegsdichter vermeidet Ramler den Volkston. Als solcher sah er in Berlin Rom, in Friedrich, Heinrich und Ferdinand: den August, Drusus und Agrippa des Horaz. Daneben aber — welcher eigenthümlichen, selbst localen Einkleidung sind seine Gedanken fähig, wenn er z. B. 1759 die Stadt Berlin anredet:

Ich sahe sie! (mir zittern die Gebeine!)

Ich sah, bekümmertes Berlin

Die Göttin Deines Stroms vor Deinem Tannenhaine

Mit ihren Schwänen ziehn!

So sind denn Ramler's preußische Gedichte Gelegenheitsgedichte in der vollkommensten und

edelsten Bedeutung des Wortes. Sie geben uns noch heute ein vortreffliches Bild von der Stellung des großen Königes und seines Hofes zur Literatur, und zwar empfangen wir dieses Bild als Mittheilnehmer an demselben unmittelbaren poetischen Eindrucke, welchen Ramler's Zeitgenossen durch sie empfunden haben. Dahingegen haben die Lieder des Grenadiers trotz ihrer Popularität nur noch eine historische Bedeutung als Aktenstücke aus der gleichzeitigen schönen Literatur. Schon die einfache Erscheinung des zeitgenössischen Berliner Gelehrten Ramler als Mittelpunkt [106] seiner Oden hat eine dauerndere poetische Wahrheit als die Erdichtung des nur scheinbar erhabeneren singenden Grenadiers, der mitunter etwas an das spätere Gliedheimische Liederbuch von Rudolf Zacharias Becker und seine Überschwemmung aller Stände durch poetisches Hochgefühlswasser erinnert.

Mit Ramler sind wir bei denjenigen Freunden Gleim's angelangt, welche ihn eben so direkt zu seinen Kriegsliedern anregten, wie Klopstock es indirekt that. Wenn Ramler selbst nicht jener verlangte Sänger Friedrich's sein wollte, so trat er wohl schon deshalb zurück, weil er es nicht unternahm, Friedrich's Schlachten der Reihe nach zu besingen. Daß dies eine Zeit lang geschah, war ein höchst denkwürdiges, von Lessing und Ramler, von jenen Freunden, an die uns die Rückseite unseres Friedrichsmonumentes erinnert, als nothwendig anerkanntes Unternehmen. Ramler, der sich durch seine Correcturen von Gedichten einer großen Aufopferung fähig zeigte, war es ohnehin damals nicht um persönlichen Ruhm, sondern nur um den Sieg einer Richtung zu thun.

[108] Diese Richtung war die der preußischen Dichter, unter denen Ramler, Lessing und Gleim besonders hervorragten. Ihre Entwicklung steht im engsten Zusammenhange mit der Person Friedrich's des Großen. Gleim hatte bei seinem ersten Auftreten mit seinen hallischen Freunden sich im Wesentlichen an die Schweizer angeschlossen, worunter man in der Literaturgeschichte die Männer versteht, welche gegen die verknöcherte Richtung der Leipziger und besonders der Gottschedschen Schule in die Schranken getreten waren.

Lessing und Ramler, von verschiedenen Seiten ab und zu mit einem Fäßchen Weins beschenkt, bildeten einen literarischen Mittelpunkt, welcher namentlich Ramler's Wirken der Thätigkeit Boie's während des Göttinger Dichterbundes an die Seite stellt. Ramler und Boie hegten dabei ein lebhaftes Interesse für das Privatleben befreundeter Dichter. Wie innig namentlich das Verhältniß Ramler's zu Gleim war, zeigt ein ungedruckter Brief Ramler's an Gleim vom 18. und 20. März 1753\*<sup>2</sup> über Gleim's später wieder aufgelöste Verlobung mit Sophia Mayer. Es heißt darin:

„O wie zärtlich habe ich Ihrer besten Freundin Augen gesehen und die meinigen am zärtlichsten gefühlt, als ich die schönen kleinen Umstände ihrer Liebe las! O wie unvergeßlich ist es zu lieben und geliebt zu sein! Naide drehte sogleich die Augen weg, als die schöne Sophia ihrem Vater mit einer zärtlichen Miene den fremden Ring zeigen sahe, und verbarg dadurch einen hervorquellenden freundschaftlichen Tropfen. Ich umarme jetzt die mir begegnenden Freunde feuriger als jemals; weil ich von dem Ueberflusse, den ich meinem Gleim zugedacht habe, mein Herz nicht genug entladen

---

<sup>2</sup>\* Im Besitze des Herrn Kuenzel zu Leipzig.

kann: so ergießt er sich auf die nächsten nach ihm."

Selbst Besorgungen ganz äußerlicher Art für den wohlhabenderen Freund in der Provinz werden nicht verschmäht. Ein reichgestickter Rock sollte nach demselben Briefe von Ramler's „Fanny“ für Gleim's Sophia bei dem Kaufmann Gutmann, wohl dem Gerson der damaligen Berliner, gekauft werden, War aber während eines kurzen Bedenkens wegen des Preises von Seiten der Beauftragten Gleim's für eine Braut in der Altmark erstanden. Besonders aber kaufte Ramler Bücher für Gleim's Bibliothek, während er selbst eine solche noch nicht bezahlen konnte. Natürlich wurden hauptsächlich die Dichter in seine Bibliothek geliefert, welche demnächst nach der Sitte dieser Zeit vom römischen Parnasse auf den Deutschen verpflanzt werden sollten.

Wie Gleim durch seine Beziehungen zu andern Dichtern einen Anlaß fand zur Abfassung der Kriegslieder, so fand sich auch ein solcher in seinen eigenen Verhältnissen. Seit Jahren hatte er eine behagliche Anstellung in Preußen erhalten, und indem er nun während des siebenjährigen Krieges mit seiner eisernen Feldbettstelle aus dem zweiten schlesischen Kriege in seiner Heimath blieb, die aber während einer gewissen Zeit sich selbst in einen Theil des Kriegsschauplatzes verwandelte, empfing er aus dem Felde die eingehendsten Kriegsnachrichten von Kleist, welche ihm für den Inhalt seiner Gedichte nützlich sein mochten. So schrieb Gleim nach der Schlacht bei Lowositz noch 1756 in einem ungedruckten Briefe an Uz<sup>3</sup>:

„Ein Poet sollte sich merken, daß östereichische Ueberläufer gesagt haben: über dem Berge, auf welchem der König gehalten hatte, die Schlacht zu übersehen und Befehle zu ertheilen, hätte ein Engel geschwebt; ferner, daß wirklich während der Schlacht ein Ungewitter entstanden und gleichsam den weichenden Feinden nachgezogen, und über denselben bis spät in die Nacht gedonnert hatte.“

Wirklich begann auch Gleim selbst das viel später erst verfaßte Gedicht auf die Schlacht bei Lowositz:

Gott donnerte, da floh der Feind!  
Singt, Brüder, singet Gott!  
Denn Friederich, der Menschenfreund,  
Hat obgesiegt mit Gott!

Schon 1759 erschien eine ironische Fabel: „der Adler und die Sperlinge.“ Sie schließt mit Rücksicht auf ein Edict de dato Berlin den 14. Mai 1748 wegen Ausrottung der Krähen und Sperlinge in dem von Friedrich 1744 in Besitz genommenen Fürstenthum Ostfriesland, nach welchem ohne Zweifel die Köpfe dieser Vögel eingeliefert werden sollten:

Ihr, die Ihr jetzt aus voller Kehle  
Die Siege meines Königs schreit,  
[109] Lernt doch aus dem, was ich erzähle,  
Wie dumm und unverschämt Ihr seid.

---

<sup>3</sup> Gleim an Uz 19. 12. 1756.

Soll der, der Seinen Ruhm auf Erden  
Kaum nach Jahrhunderten mehr mißt,  
Durch Eure Reime größer werden,  
Als Er durch seine Thaten ist?

Ihr Herren! haltet ein zu spotten:  
Denn fahrt Ihr fort, so glaub Ich vest,  
Daß Er befiehlt, Euch auszurotten  
Und sich die Köpfe liefern läßt.

Daß Friedrich die Köpfe der Kriegsdichter nicht wie die der Sperlinge einliefern ließ, lag vielleicht gerade daran, daß er sich von dem Nutzen dieser Dichter mehr als von ihren ästhetischen Vorzügen überzeugte.

[113] Nach diesen einleitenden Erörterungen will ich die Kriegsjahre bis zum ersten Verstummen des Grenadiers durchgehen, wie wohl Gleim seine Lieder nicht immer in der Reihenfolge der Zeitereignisse schrieb. Im Jahre 1756 kaufte sich Gleim sein Gärtchen am seinetwegen so benannten Poetengange zu Halberstadt. Während des Krieges machte er ihn für den Major Ewald von Kleist zurecht und legte Rasen, um mit ihm einst darauf den Nachtigallen zuhören zu können. Als Ewald von Kleist's Brief nach der am 1. Oktober 1756 gelieferten Schlacht bei Lowositz ankam, bat Gleim Gäste und rief mit ihnen Stunden lang wie er sagt „recht studentenmäßig“ beim besten Weine: „Es lebe der König, es lebe mein Kleist!“<sup>4</sup> Dennoch aber wollte Gleim damals nur in Prosa der Geschichtschreiber des Krieges werden, und es ist ein großer Irrthum, wenn man das schöne Siegeslied auf die Schlacht bei Lowositz: „Gott donnerte, da floh der Feind!“ schon damals entstanden glaubt.

Das Jahr 1757 kam heran. Noch immer wollte Gleim nur der Curtius seines Alexander werden und in prosaischer Geschichtschreibung voll Zuversicht auf die Hoheit seines Helden mit Voltaire wetteifern. Sein Freund Kleist hatte am Fieber danieder gelegen und befand sich mit Lessing in Leipzig. Dorthin reiste Gleim um mit ihnen das Osterfest von 1757 in Sachsen zu feiern. Dies Osterfest in Sachsen mußte vorzugsweise geeignet sein, in dem empfänglichen Gleim die ungewöhnlichsten Anregungen hervorzurufen. Sachsen selbst mußte dem preußischen Patrioten wie ein Wunderland seines Friedrich's erscheinen, der es durch einen Einfall genommen und der sich dort fast häuslich niedergelassen hatte. Ließ doch auch Lessing noch 1763 in seiner Minna von Barnhelm wohl das durch Brühl in die wunderlichste Lage gekommene Sachsen verspotten durch die Worte des Wirthes: „Ei, ei, aus Sachsen, gnädiges Fräulein — aus Sachsen also? Ei, ei, aus Sachsen, das liebe Sachsen!“ Kleist's einziges Kriegsgedicht, die Ode an die preußische Armee, ist ungefähr aus der Zeit dieses Beisammenseins mit Lessing und Gleim, nämlich vom März 1757, und hat herrliche Stellen, z. B. wenn es von der Menge der Feinde heißt: „Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken,“ von Friedrich aber: „Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen“. Welcher Art aber und wie zeitgemäß die Unterhaltungen zwischen den drei Freunden in Leipzig gewesen sein mögen, läßt

---

<sup>4</sup> 2022: Brief von Kleist an Gleim vom 3. 10. 1756, Antwort von Gleim vom 6. 10. 1756.

sich schließen aus einem Schreiben Gleim's an Kleist nach der Rückkehr.<sup>5</sup> Dort heißt es:

„Ich habe in meinem Leben nicht dreimal geträumt, jetzt träume ich alle Nächte von meinem Aufenthalte bei Ihnen; ich fahre mit Ihnen spazieren; ich bin mit Ihnen in der Schlacht, fasse einen Panduren beim Bart und höre Sie sagen: Seht mir doch da den Gleim! Ich sehe Lessing kommen, der mit einem Schwert in der Hand mir gebeut, dem Panduren das Leben zu schenken, ich rufe Sie wider Lessing zu Hülfe.“

Hier sehen wir Gleim's militairische Phantasie zwar noch im Schlafrocke, doch scheint sie immer mehr sich bis zur dichterischen Production zu steigern. Dazu kam, daß . Lessing jetzt in dem prosaischen Entwurfe zu einer Ode an Gleim diesen aufforderte, Friedrich zu singen.

„Singe ihn, rief Lessing, an der Spitze seines Heers, der Spitze ihm ähnlicher Helden, soweit Menschen den Göttern ähnlich sein können. Singe ihn im Dampfe der Schlacht, so wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz aber nicht ihren Einfluß verliert. Singe ihn mit dem Kranze des Sieges, tief sinnig auf dem Schlachtfelde mit thränenden Augen unter den Leichnamen seiner verewigten Gefährten.“

Immer dringender schien die Aufforderung, ein Kriegsdichter zu werden, an Gleim heranzutreten. Sogar den Panduren schien er nicht völlig ungestraft im Traume am Barte gezupft zu haben; Gleim's friedlicher Wohnort wurde bedroht mit Gerüchten von dem Ueberfalle zwar nicht durch Panduren, aber doch durch Franzosen. Im Juni 1757 war das Gerücht verbreitet, daß die Franzosen über die Weser gegangen seien, in Halberstadt Alles [114] massacrirt und sich wieder über die Weser zurückgezogen hätten. In Halberstadt selbst fühlten sich Viele zur Flucht veranlaßt. Gleim indessen blieb während dieser Gerüchte ruhig mit seinen Gästen bei Tische sitzen. Er „machte allerlei Späße“ und „ließ, wie er sagt, zehn Regimenter Preußen vorrücken; augenblicklich lebte Alles wieder auf.“ Etwas vorher wohl muß das zuerst abgefaßte von den Liedern, die Gleim unter der Maske eines preußischen Grenadiers herausgab, der Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges von 1757 erschienen sein. Nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin zeigte sich im Magdeburgischen und Halberstädtischen eine so große Begeisterung für Friedrich, daß die Domherren, der Adel, Bürger und Bauern dem Könige ihre Pferde lieferten. Der preußische Grenadier verwaltete als Secretair des ersten halberstädtischen Landstandes, des Domes, das erledigte Syndicat der Landstände und war vorläufig zum Deputirten an die mit einem Einfalle drohenden Franzosen, zunächst an den Herzog von Richelieu, ernannt worden. Louis François Armand Duplessis, Herzog von Richelieu, war im Alter von 14 Jahren verheirathet und an den Hof Ludwig's des Vierzehnten gebracht worden. Wegen seiner kindischen Liebschaften hatte ihn der König in die Bastille geschickt, wie er denn nach seiner ersten Loslassung noch zweimal ins Gefängniß zurückkehrte. Im Alter von 24 Jahren war er, obgleich er noch nichts als Liebesbriefe geschrieben, von der Akademie zu ihrem Mitgliede erwählt worden, wußte die Gunst Ludwig's des Fünfzehnten zu gewinnen, heirathete 1734 die Prinzessin Guise und tödtete in demselben Jahre einen Grafen im Duell. Später wurde er Marschall von Frankreich, weil es ihm nicht an Kühnheit und Heldenmuth fehlte. Er erhielt endlich auf Verlangen der Pompadour, welche die Unterstützung der Maria Theresia durch die Franzosen bewirkt hatte, den Oberbefehl in Deutschland, obgleich die vortheilhafte Führung dieses Heeres durch seinen Vorgänger d'Etrées auf der Hand lag, wenn sie auch nicht noch am

---

<sup>5</sup> 2022: Brief von Gleim an Kleist vom 23. 4. 1757.

26. Juli 1757 in dem Treffen bei Hastenbeck unweit Hameln's bewiesen wäre, in welchem die Franzosen den Sieg allerdings vorzugsweise dem General Chevert verdankten und der schlechten Führung der an der Zahl schwachen, mit Friedrich verbündeten Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger, Gothaer und Bückelburger durch den Herzog von Cumberland, so wie der Beseitigung der großartigen Kriegsentwürfe Friedrich's durch die kurzsichtige nicht über die Weser hinausblickende hannöversische Localpolitik. d'Etrées hatte jedoch wider seinen Willen so sehr Alles zum Triumphe seines Nachfolgers Richelieu vorbereitet, daß am 8. September 1757 die Convention von Kloster Seven geschlossen werden konnte, deren Hauptpunkt war, daß die Hannoveraner in der Gegend von Stade stehen bleiben, die Soldaten aus Hessen, Braunschweig, Gotha und Bückeburg aber auseinander gehen sollten. Diese Uebereinkunft hatte der dänische Gesandte Graf Lynar vermittelt. Sie eröffnete Richelieu zuerst ein weites Feld für die eigennützigen Erpressungen, durch welche er vor und nach der Schlacht bei Roßbach seinen Namen brandmarkte. Er ließ seine Truppen bis Leipzig hinschwärmen, und als ein preußisches Grenzgebiet nach Westen hin wurde das Bisthum Halberstadt wirklich der Schauplatz feindlicher Unternehmungen. Der Sänger der Lieder des preußischen Grenadiers mußte Dolmetscher spielen, hatte die Verwüstung seines Gartens und des Poetenganges daneben zu beklagen, war aber doch so gutmüthig, einem französischen Offizier den ganzen Tag ein Kleist'sches Trinklied vorzusingen, von welchem dieser kein Wort verstand. Am 19. September 1757 schrieb Gleim: „Nun raset Mars mit voller Wuth bei uns.“ Weil anfangs kein Soldat Widerstand leistete, hatten die Franzosen dem Landmann sein Korn aus den Scheunen geholt und ihn selbst genöthigt, es Meilen weit nach Westen zu fahren. Noch am 18. September waren hundert solcher Wagen in Halberstadt. Aber am Morgen desselben Tages zog militärische Hülfe heran. Gleim erzählt, die Franzosen seien in Egel, drei Meilen von Halberstadt, als die Leute aus der Kirche kamen und acht Staboffiziere in ein vor der Stadt gelegenes Kloster zur Tafel gehen wollten, so plötzlich überfallen, daß nicht nur die acht Offiziere, sondern alle übrigen anwesenden französischen Soldaten gefangen seien.

Der Siegesjubiläum, mit welchem Gleim schrieb: „Gottlob, daß die Unsrigen Sieger sind!“ war voreilig. Nicht ein kleiner Sieg in Egel, sondern erst Friedrich's gewaltiger Sieg bei Roßbach säuberte Halberstadt von den Franzosen. Daher schrieb Gleim am 10. Oktober: „Daß wir das Hauptquartier bei uns, die große Armee um und neben uns haben, ist bekannt. Es ist kein Haus, in welchem nicht ein duc, ein comte, oder gar ein Prinz von Geblüte läge. Ich habe Richelieu, Mazarin, Maupou und Bernis gesehen und gesprochen.“ Am 5. November 1757 wurde Soubise von Friedrich bei Roßbach geschlagen. Richelieu hatte nun für sich selbst binnen sechs Wochen in dem aus zehn Städten und hundert Dörfern bestehenden Fürstenthume Halberstadt durch Geleit- und Schutzbriefe 40,000 Thaler eingenommen, für Frankreich aber in dieser Zeit dort mehr als anderthalb Millionen erpreßt. Nur 200,000 Thaler waren von dieser Brandschatzung noch nicht bezahlt, als am Tage nach der Schlacht bei Roßbach Richelieu und das ganze französische Hauptquartier von Halberstadt aufbrach. Gleim, der während der Einnahme von Halberstadt mit Worten für Friedrich gekämpft und außerdem von den Ereignissen vor und nach der Schlacht bei Roßbach einen frischeren Eindruck, als von irgend einer anderen Schlacht des siebenjährigen Krieges empfangen hatte, sang den Fliehenden das köstliche Siegeslied mit dem Anfange: „Erschalle, hohes Siegeslied!“ ein wahres Siegesgeschrei mitten unter jubelnden Mitbürgern, nach. Als Lessing das Manuskript dieses Liedes gelesen hatte, schrieb er: „O was ist unser Grenadier für ein vortrefflicher Mann! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gut er seine



Sachen gemacht hat!" So aus dem Leben hervorgegangen, ist es allerdings das beste unter den Grenadierliedern. Gleim führt Friedrich vor, wie er zur Nachtzeit auf den Feldern umhergeritten sei und bei Sternenschein den Schlachtplan entworfen habe. Dann rühmt der Grenadier sich:

Wir liefen auf der Siegesbahn,  
Die Friedrich in der Nacht  
Geritten war, und nach dem Plan,  
Den Er allein gemacht.

[115] Alsdann folgt mit starken, derben Pinselstrichen und vielen gewiß aus dem Leben genommenen Zügen die Verspottung der mit den Franzosen verbundenen Reichsarmee und zwar nach deren einzelnen Theilen. Vor den Reichstruppen werden bereits die Franzosen verhöhnt, die sogar in Berlin den Spott der Hofdamen in ungewöhnlicher Weise herausforderten, als die gefangenen französischen Offiziere nach Berlin geschickt wurden und bei Hofe Zutritt erhalten mußten, während doch nur wenige von ihnen den Hof von Versailles aus der Nähe kennen gelernt hatten. „Ich betrachte Berlin wie ein großes Dorf“, sagte ein solcher Gefangener zu seiner Hofdame in den Zimmern der Königin. „Sie haben wohl Recht,“ antwortete die Hofdame sogleich, „seitdem die französischen Bauern in Berlin sind, hat es mit einem Dorfe viel Aehnlichkeit, sonst aber ist es eine recht gute Stadt.“ Diese Anekdote scheint nachmals dem großen Freunde des Grenadiers vorgeschwebt zu haben, als auch er in der Minna von Barnhelm die Franzosen in Deutschland verspottete. Den Riccaut nämlich läßt er sagen: „Parbleu, man kenn sik hier nich auf den Verdienst.“ Franziska aber läßt Lessing antworten: „Freilich nicht, wenn man die Spitzbuben so ungehagen herumlaufen läßt!“

[120] Daß Gleim in so bitterer Weise die Flucht nach der Schlacht bei Roßbach geschildert hatte, flößte ihm als Bewohner von Halberstadt nachträglich doch wieder einige Besorgnisse ein. Er schrieb nach seinem Roßbacher Siegesliede an Kleist<sup>6</sup>:

„Wenn Sie mich als Verfasser des Siegesliedes verrathen, so machen Sie auch, daß mir die Franzosen keine Streiche machen. Kämen sie wieder, so bestrafen sie meinen Muthwillen gewiß nicht à la française, sondern à la Kalmoucke. Witz würden sie mit Feuer bestrafen. Mr. Richelieu, den die französischen beaux esprits zu einem so witzigen Manne machen, hat sich bei uns bei verschiedenen Vorfällen als einen wahren Barbaren erwiesen. Meiner Muse soll er aber nicht entwischen, sie soll ihn einmal so gut packen, wie Ferdinand ihn packen wird, wenn es so geht, wie wir denken.“ —

Aus diesem Briefe erfüllten sich zunächst die Besorgnisse wegen einer Rückkehr der Franzosen nach Halberstadt. Friedrich verbot dieser Stadt, die rückständigen Gelder an die Franzosen zu zahlen, da sich nun ein preußisches Corps von 3000 Mann unter dem General von Junken in ihr befand. Allein Richelieu schickte den General le Voyer d'Argenson aus dem Braunschweigischen mit einem noch drei oder viermal so starken feindlichen Heere nach Halberstadt, um das Geld zu holen, welches die Halberstädter den Franzosen schuldig geblieben waren und General von Junken zog mit seinem Corps ab, ohne etwas für die Stadt zu wagen. Die französischen Soldaten waren zwar den preußischen an Zahl weit überlegen, allein sie langten im übelsten Zustande in Halberstadt an und hätten nach Gleims Behauptung mit 1500

---

<sup>6</sup> 2022: Brief vom 23. 12. 1757

Mann verjagt werden können. Sie kamen als „Eisklumpen“ und konnten nicht laufen. Kaum aber hatten sie sich in der Stadt gehörig erwärmt, als sie die Leute prügeln, ihnen den Degen auf die Brust setzten und tausend Excesse begingen. Sie hielten Pechkränze in Bereitschaft, verlangten ihre 200,000 Thaler und in einigen Stunden 18,000 Scheffel Getreide. Auf alle Vorstellungen erwiderte Voyer: „Geld und Korn — oder Feuer!“ Niemand sollte mehr als 4 Thaler und 3 Scheffel behalten. Die Leute schleppten in Körben, Säcken und Schürzen Alles zusammen, die Franzosen erhielten 4000 Scheffel und 121,000 Thaler. Die Stadt sollte sich durchaus verpflichten, bei jedem neuen Einzuge der Preußen 100,000 Thaler zu bezahlen. Stadthore und Stadtmauern wurden verwüstet und die Häuser bei der Durchsuchung geplündert. Ein Offizier Namens Croander schützte jedoch Gleims Haus „vor grober Entweihung.“ In einem Briefe vom 30. Januar schrieb Gleim an Kleist:

[121] „Meine ganze Seele war Groll, Groll ist auch die ganze Stadt. Der General von Junken darf sich hier nicht sehen lassen. Friedrich und der Grenadier müssen die Feinde noch dreimal schlagen, dann sollen sie schon zu Kreuz kriechen.“

Ebensowenig, als die von Gleim in seinem Briefe ausgesprochene Besorgniß vor den Franzosen, war die in dem Briefe niedergelegte Hoffnung unbegründet, daß Ferdinand die Franzosen schlagen werde. Nur war es nicht mehr ihr Feldherr Richelieu, den Ferdinand besiegte, wie Gleim gehofft hatte.

Mitte August 1758, um die Zeit der Zerstörung Küstrin's durch die Russen, gaben die Freunde die erste Gesamtausgabe der „Preußischen Kriegslieder in den Feldzügen von 1756 und 1757 von einem Grenadier“ mit Melodien bei Christian Friedrich Voß heraus. Mehrere der Lieder auf die früheren Ereignisse wurden erst verfaßt, als die Sammlung der Lieder längst von Lessing angeregt war. Das erste in der Reihe der Grenadierlieder, „Bei Eröffnung des Feldzuges 1756:“

Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt

Krieg will, so sei es Krieg!

wurde sogar in der Sammlung zuerst gedruckt. Dazu kam Lessing's berühmte Vorrede zu den Gedichten. Den Beschluß machte das: „Lied an die Kaiserin Königin nach Wiedereroberung der Stadt Breslau.“ Nun beschließe Deinen Krieg. — Später fügte Gleim nur ein Lied auf den Hubertsburger Frieden und auf die Schlacht bei Zorndorf noch zu seinen Liedern aus dem siebenjährigen Kriege hinzu. Das Manuscript des Liedes auf die Schlacht bei Zorndorf rief folgende Verfügung hervor:

„Wegen der hierin befindlichen harten Ausdrücke haben des Herrn Grafen von Podewils hochgräfliche Excellenz, mein gnädigster Herr, den Druck dieser Piece verboten. Berlin den 15. Januar 1759. Höckendorf.“

In Gleims Handexemplaren ist angemerkt, sonst aber nicht bekannt: „Nach diesem Verbot schickte Kleist dies Gedicht sogleich an Geßner nach Zürich, der es alsobald abdruckte und darüber an Gleim schrieb: „Die Berliner haben sehr viel Höflichkeit für die Verwüster ihres Vaterlandes, daß sie dies Gedicht nicht wollen drucken lassen.“

Wenn Gleim an den matteren Kriegsgesängen des Jahres 1759 von vorn herein schon keinen Antheil mehr hatte, so brachte ein äußeres Ereigniß vorläufig einen förmlichen Abschluß seiner lyrischen Betheiligung am siebenjährigen Kriege hervor. Dies Ereigniß war das Ende Ewald's von Kleist, nachdem Gleim's Eifer auch dadurch mehr erkaltet war, daß Halberstadt längst

aufgehört hatte ein Kriegsschauplatz zu sein. Dieser Freund Gleims hatte die letzten Winterquartiere dazu angewendet, um an seine Gedichte für eine neue Auflage die letzte Hand anzulegen. Zu Anfange des August's 1759 wurde er von der Armee des Prinzen Heinrich zur Armee des Königs geschickt und hatte nun mehr als bisher Gelegenheit, sich auszuzeichnen, da er schon am 12. August in der blutigen Schlacht von Kunersdorf war. Wie Theodor Körner an seinem Todestage, war Ewald von Kleist am Tage der Schlacht bei Kunersdorf ungemein heiter. Unter der Anführung des Generals von Finck griff Ewald von Kleist die russische Flanke an, half mit seinem Bataillon drei Batterien erobern und erhielt dabei zwölf starke Contusionen. Weil Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand verwundet waren, so hielt er den Degen mit der Linken. Während dieses Zustandes verdoppelte sich noch sein Muth, denn als er den Commandeur des Bataillons nicht mehr erblickte, ritt er vor die Fronte desselben und commandirte zu Pferde unter einem entsetzlichen Kanonenfeuer von Seiten der Feinde, rief sogar die Fahne seines Regiments zu sich und ergriff einen Fahnenjunker am Arme. Jetzt wurde er durch eine kleine Kugel am linken Arme über dem Gelenke verwundet und nahm den Degen mühsam wieder in die Rechte. Bis auf dreißig Schritte hatte er sich so, immerfort commandirend, der vierten Batterie, welche man erobern wollte, genähert: da zerschmetterte ein Kartätschenschuß ihm das rechte Bein und riß ihn vom Pferde. Zweimal versuchte er umsonst mit fremder Hülfe wieder aufzustiegen und blieb endlich in einer Ohnmacht am Boden liegen. Drei preußische Soldaten trugen ihn hinter die Fronte. Ein Feldscheerer goß ihm Spiritus auf die große Wunde und wollte sie mit einem Schnupftuche verbinden. Als er aber dabei in den Kopf geschossen wurde, suchte Kleist seinem Arzte zu helfen und seufzte tief aus Mitgefühl, weil er vor ihm starb. Bald darauf wurde Kleist von Kosacken beraubt, welche ihm sogar sein Hemde, seinen Hut und seine Perrücke nahmen und ihn in einen Sumpf warfen. Die seltsame Gesichtsbildung und die habgierige Manier eines dieser Räuber machte den Helden in seinem Elende lachen. Einige russische Husaren zogen ihn in der Nacht aus dem Sumpfe, legten ihn bei ihrem Wachtfeuer auf etwas Stroh, bedeckten ihn mit einem alten Mantel, setzten ihm einen Hut auf und erquickten ihn durch Brot und Wasser. Gegen Morgen mußten die russischen Husaren fortziehen. Derjenige, welcher ihn mit dem Mantel bedeckt hatte, warf noch ein Achtgroschenstück auf denselben, welches Kleist nicht behalten wollte. Aber bald kamen die Kosacken wieder, nahmen ihm Alles und ließen ihn wieder nackend liegen. Um 10 Uhr Morgens ging ein russischer Offizier vorbei. Kleist gab sich ihm zu erkennen und wurde auf einem Wagen als Kriegsgefangener nach Frankfurt an der Oder gebracht. Am Abende des 13. August kam er zu Frankfurt an der Oder an. Er ließ sich am 14. August in das Haus des Professor Nicolai bringen und starb am 24. August früh um 2 Uhr unter dem Gebete dieses Mannes. So hatte Kleist geendet als Kriegsgefangener der Russen, welche Sieger bei Kunersdorf waren. Groß von Herzen und groß von Gestalt, mit dem angeborenen, nicht angekünstelten Aussehen des Soldaten, tapfer und menschenfreundlich, wie er gewesen war, zugleich mit allen Zierden des Friedens geschmückt, in Sprachen und allen Wissenschaften bewandert, wurde er seiner nicht unwürdig selbst in der damals feindlichen Stadt mit hohen Ehren begraben. Der russische Commandant und viele Offiziere folgten der Leiche, die eigens deshalb von der russischen Armee angelangt waren. Hinter ihnen zogen die Professoren, der Magistrat und die Studirenden. Da man bei der Beerdigung des ausgeplünderten Kleist keinen Offizierdegen zur Hand hatte, um ihn der Sitte gemäß auf den Sarg zu legen, so sprach ein russischer Stabsoffizier: „Ein so würdiger [122] Offizier soll ohne dieses Zeichen nicht begraben werden,“

und gab seinen eigenen Degen her. Auf Kleist paßte vollkommen die Grabschrift, die er auf einen verstorbenen Freund gemacht hatte:

Witz, Einsicht, Wissenschaft, Geschmack, Bescheidenheit,

Und Menschenlieb' und Tapferkeit,

Und alle Tugenden, vereint mit allen Gaben,

Besaß der, den man hier begraben.

Er starb für's Vaterland, er starb voll Heldenmuth.

Ihr Winde, wehet sanft: die heil'ge Asche ruht. —

Auch bei jenem Begräbnisse schien vor Allem der Dichter Kleist gefeiert zu werden. Dieser aber verdiente solche Auszeichnung wegen der Wahrheit des Gefühls und der Anschauung, die sich zunächst in seinen vielen lebhaften Naturschilderungen zeigt, welche auf täglichen Spaziergängen, selbst bei dem schlechtesten Wetter, und was gewiß noch mehr sagen will, auf dem Leben in Feld und Lager beruhte. Weniger glücklich daher nur bei den ihm ferner liegenden antiken Stoffen und in der dramatischen Form hat er auch die Liebe, wo er sie besingt, in einer starken Leidenschaft von vorn herein tiefer als Gleim empfunden. Auch seine Trinklieder, obgleich nur eins davon Lob verdient, hat der Kriegsmann schwerlich mit Unkenntniß gedichtet.

Wenn daher Gleim eben so wohl über sich als über Kleist scherzt, weil sie von Wein und Liebe sängen, aber wenig davon genossen hätten, so war doch gerade durch seine Gefühlswahrheit Kleist ihm überlegen. Seit aber Kleist, der stets lieber die lachenden Gemälde des Friedens aufgerollt, als das Kriegsgetümmel geschildert hatte, nun den Schluß seines einzigen Kriegsliedes, der Ode an die preußische Armee, mit dem Tode besiegelt hatte, erschien Kleist seinem Gleim durchaus als ein höheres Wesen. Auf die Nachricht, daß Kleist schwer verwundet in russische Gefangenschaft gerathen sei, eilte Gleim nach Magdeburg, erfuhr aber dort von einer Kammerfrau der Königin, daß der Tod des Herrn von Kleist von der Königin und vom ganzen Hofe beklagt werde. Gleim fühlte sich nun Anfangs völlig verwaist auf der Erde. Wenn er später den Kindern von Engeln erzählte, gab er dem guten Engel den Namen Kleist. Auch behauptete er, daß Kleist ihm zuweilen zusehe, wenn er ein neues Gedicht anfangt. Da Gleim schon mit dem Schlachtgesange von Zorndorf für die Zeit des siebenjährigen Krieges die Kriegsmuse gleichsam entlassen hatte, so war es vermuthlich mehr zart als wahr, wenn er Kleist's Tod als Ursache angab, weshalb er keine Lieder auf den Krieg mehr dichte. Das Räthselhafte, welches Gleim's Freunde in Bezug auf die Fiction, daß ein Grenadier die Kriegeslieder schreibe, auch in ihrem Briefwechsel festhielten, wurde freilich durch diese Aeußerung nicht beseitigt.

[126] Ungemein lebhaft war Gleim's Fürsorge für Kleist's Verwandte. Es war ein erhabener Moment, den aber wohl erst wir Nachgeborenen vollkommen würdigen können, als, damals noch unbekannt, ein ehemaliger preußischer Soldat, ein Namensvetter des Majors von Kleist, der nachmalige Sänger der Herrmannsschlacht bei dem preußischen Grenadier Gleim eintrat. Heinrich von Kleist erzählt<sup>7</sup>:

---

<sup>7</sup> 2022: Brief von Heinrich von Kleist an Wilhelmine von Zenge, Göttingen, den 3. Juni 1801

„Ewald von Kleist hatte kurz vor seinem Tode ihm einen Neffen empfohlen, für den jedoch Gleim hat niemals etwas thun können, weil er ihn niemals sah. Nun glaubte er, als ich mich melden ließ, ich sei es, und die Freude, mit der er uns entgegenkam war unbeschreiblich. Doch ließ er uns nichts empfinden, als er sich getäuscht sah, denn Alles was Kleist heißt ist ihm theuer. Er führte uns in sein Kabinet, geschmückt mit Gemälden seiner Freunde. Da ist Keiner, sagte er, der nicht ein schönes Werk schrieb, oder eine große That beging. Kleist that Beides und steht obenan!"

Nachdem Gleim der Kriegsmuse spätestens nach Kleist's Tode vor der Hand entsagt hatte, erntete er endlich 1760 in weiteren Kreisen vollere Lorbeeren. Gleim kehrte nämlich 1760 auf einer Reise mit dem Maler Spahn in einer Dorfschenke ein. Der Maler fand sich durch einen ältlichen Bauer beleidigt, der nicht grüßte. Der Bauer aber entblößte nun stolz den kahlen Scheitel. Es zeigte sich, daß sein Stolz hauptsächlich auf den sieben Söhnen beruhte, die er bei der Armee hatte, worauf er mit kräftiger Stimme und geballter Faust eins der Gleim'schen Kriegslieder hersagte, indem er anhob:

Victoria! mit uns ist Gott!  
Der stolze Feind liegt da!  
Er liegt, gerecht ist unser Gott,  
Er liegt, Victoria!

Gleim gab sich als Dichter des Liedes zu erkennen und fiel dem Bauern um den Hals, was der Maler nachahmte.

Während der preußische Grenadier so auf seinen Lorbeeren ruhte, trat Ramler 1760 mit vier ziemlich sinnigen Gedichten, die auch zuerst einzeln, zwar ohne vorgebundene Maske, aber auch ohne Namen erschienen, als sein Nachfolger, aber keineswegs als sein Nachahmer auf und behielt diese Stellung bis zu dem mütter herbeigeführten Ende des Krieges bei.

Da Ramler 1763 den Friedensabschluß besang und Gleim dem Hubertusburger Frieden ein Schlußlied widmete, so haben wir Gelegenheit, in der Behandlung desselben Gegenstandes beide Sänger miteinander zu vergleichen. Voll seltener Hoheit singt Ramler:

jetzt kehrt wieder  
Dein König, o Berlin! durch den Du weiser,  
Als alle Deine Schwestern bist,  
Voll Künste Deine Thore, Felsen Deine Häuser,  
Die Flur ein Garten ist.

Gleim dagegen sagt viel allgemeiner und viel weniger im Sinne eines treffenden Gelegenheitsgedichtes, „daß nun Kriegeston und Schlachtensang vergessen sein, daß süßer Klang gesungen und süßer Trank getrunken werden solle."

Gewiß wird man fragen, ob Gleim nach dem großen Frieden, den der König schloß, in gar kein persönliches Verhältniß zu ihm getreten ist. — Friedrichs Kälte gegen seine Kriegsdichter könnte in einer Abneigung gegen zu verschwenderisches Lob ihren Grund haben. Jedenfalls ist diese Frage verschieden von der allgemeineren: nach der [127] Stellung Friedrichs des Großen zu der deutschen Literatur. Auch jene allgemeinere Frage kann innerhalb der Betrachtung des

Gleim'schen Freundeskreises ihre Erledigung finden, würde aber nicht anzuknüpfen sein an die hier erwähnten Freunde Gleims, sondern an den Superintendenten Götz, l'anonyme, wie Friedrich ihn noch nennt, dessen Gedicht von der Mädcheninsel oder, wie Götz schrieb, der Mädchensinsel den großen König den Wohllaut und die ganze Zukunft der deutschen Sprache ahnen und warm empfinden ließ, wobei es ihm freilich begegnete, daß diese „mélange de dactyles et de spondées," welche Friedrich zu so herrlichen prophetischen Worten anregten, schon damals von seinem verschmähten Ramler corrigirt waren. Der Barde Gleim sagt von Friedrich: sein Angesicht zu sehen, sei er ihm nachgegangen. Doch gelang es ihm erst spät, eine Unterredung mit ihm zu erhalten. Am 22. Dezember 1785 wurde Gleim zur Audienz bei Friedrich II. in Potsdam eingeladen. Die unbedeutende Unterredung mit ihm, die Gleims Freund Clamer Eberhard Carl Schmidt im Musenalmanach besang, hat er selbst auf folgende scherzhafte Art in Reime gebracht:

"Wie heißt der Domdechant?" — von Hardenberg. — „Macht der Auch Verse?" — „Mehr als ich!"

"Macht er sie auch so gut als Er?"

"Ich glaube, nein; man schmeichelt sich

Am liebsten selbst." — „Da hat Er Recht! Die Brüder

Im heiligen Apoll, die harmoniren nicht."

"Wir harmoniren sehr, denn er macht Kirchenlieder,

Ich nicht, und keiner spricht

Von seinen Versen." — „Das ist besser,

Als wenn Ihr's thätet! Aber sagt:

Ist Wieland groß, ist Klopstock größer?"

„Der, Sire, wäre stolz, der's zu entscheiden wagt."

„Er ist nicht stolz?" — „Ich bin's in diesem Augenblick,

Sonst eben nicht." — „Er geht nach Halberstadt zurück,

In's hochgelobte Mutterland?"

"Ja, Ihre Majestät!" — „Grüß' Er den Domdechant!" —

Ohne Zweifel brachte Gleim in dieser Unterredung auch bei Friedrich ein warmes Wort für die Unterstützung der deutschen Literatur an. Daß es vergeblich gesprochen war, konnte einen so guten Patrioten, der noch bis zum Jahre 1803 alle Bewegungen der preußischen Armee besang, nicht irre machen. Auch ist Gleim's Patriotismus wohl belohnt worden, da man sich bei der Feier des Hubertsburger Friedens mehrfach an ihn erinnert und da sogar eins der verbreitetsten süddeutschen Blätter seine Kriegslieder in größerer Anzahl wiederabgedruckt und neu illustriert hat. Indem wir sie bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen konnten, glaubten wir Dieselben im Jahre jener Friedensfeier mit dem wichtigsten Lebensabschnitte eines Dichters näher bekannt machen zu dürfen, dessen poetische Begabung offenbar nicht so groß, als sein Leben rein, sein Charakter edel und seine Einsicht groß und bewundernswerth gewesen ist.

Es sei mir jedoch vergönnt, mit einer politischen Bemerkung über den Frieden zu Hubertsburg

diesen Aufsatz zu enden. Die Umstände, unter welchen er geschlossen wurde, sind bekannt. Sie hätten indessen wohl nicht unbedingt gehindert, daß dieser Krieg, wie der dreißigjährige, noch länger von Oestreich hätte fortgesetzt werden können. Indessen — die Reichsfürsten waren es müde, gegen Preußen zu stehen, sie, die ihre Truppen, die „Reißausarmee“, zum Theil schon mit Widerwillen in die Schlacht bei Roßbach geschickt hatten. So half auch in Deutschland, wie zuvor in Rußland, die allgemeine Bewunderung den Waffen des großen Königs.